

ANITA BÜSCHER

DIE BLAUSILBERKUGEL

Roman

B&B Verlag

Illustrationen Titel, Vor- und Nachsatz
Anita Büscher, Acryl auf Leinwand

Handlung und Orte des Geschehens sind frei erfunden.
Die in dieser Geschichte vorkommenden Menschen sind nicht
das Abbild heute oder früher lebender Personen.
Namensgleichheiten oder andere Ähnlichkeiten wären rein zufällig.

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2010
B&B Verlag 67435 Königsbach
ISBN 978-3-927419-29-2

Ausgesetzt
In einer Barke von Nacht
Trieb ich
Und trieb an ein Ufer.
An den Wolken lehnte ich gegen den Regen.
An Sandhügel gegen den wütenden Wind.
Auf nichts war Verlass.
Nur auf Wunder.
Ich aß die grünenden Früchte der Sehnsucht,
Trank von dem Wasser, das dürsten macht.
Ein Fremdling, stumm vor unerschlossenen Zonen,
Fror ich mich durch die finsternen Jahre.
Zur Heimat erkor ich mir die Liebe.

Mascha Kaléko
(1907-1975)

Noch war es still in Zweikirchen, einem kleinen Dorf an der Waldlauter. Über dem Vehlinger Wäldchen ging gerade die Sonne auf. Rot und leuchtend erhob sie sich und tauchte die karge Hügellandschaft in ein unwirklich rosiges Licht. Robert Becker, der schon die Schweine und Hühner auf dem Hof seines Vaters gefüttert hatte, begleitete seine Tochter Tania, die ihr Pferd zur Koppel brachte. Heute hatte er Zeit. Er war Lehrer an der Grundschule in der nahen Kreisstadt Bärenfels und sein Unterricht begann erst nach der dritten Stunde. Normalerweise begrüßte er es, wenn ihm die Kollegin Rauber die Kinder in den ersten Stunden abnahm, um mit ihnen durch das Heimatmuseum, hoch zur Burg oder zu einer seit dem dreißigjährigen Krieg zerfallenen Kirche in der Nähe zu wandern. So hatte er ein bisschen Zeit für sich. In diesem Augenblick aber beschloss er, doch früher zu fahren und bei Ilse, einer früheren Schulfreundin, in ihrer kleinen Pension in aller Ruhe eine Tasse Kaffee zu trinken. Alles war besser, als zu Hause zu frühstücken, und Ilse würde ihm keine Fragen stellen. Oft kam es ihm vor, als sei er das Opfer tausender Spinnen, die ihre klebrigen Fäden immer enger um ihn sponnen, sodass es kein Entrinnen gab. Wie sooft fühlte er das unbändige

*Verlangen, einfach zu gehen und alles hinter sich zu lassen.
Er lachte kurz auf. Wahrscheinlich ging es Millionen von
Menschen ähnlich.*

Tania sah ihren Vater von der Seite prüfend an.

„Ist was, Paps?“

*„Wie? Nein, nein! Alles in bester Ordnung. Mir fiel nur ein,
dass ich vor dem Unterricht noch einiges vorbereiten muss.
Wenn Du mit mir fahren willst, könnte ich Dich pünktlich
am Gymnasium absetzen.“*

„Fein, Paps.“

*Robert war sich der Aussichtslosigkeit seiner Situation bewusst.
Es gab Anneliese, seine Frau, die ihn mit ihrer unaufdringlichen
Liebe fast erstickte – eigentlich ein Paradoxon.*

*Es gab seine Mutter, die den todkranken Vater pflegte und nichts
anderes mehr wahrnahm.*

*Und es gab die Großmutter, die ihn hartnäckig Karl nannte, weil
er ihrem im zweiten Weltkrieg gefallenen Lieblingssohn so ähnlich
sah, und die ihn zwang, den „besseren Karl“ zu spielen,
einen, der alle in ihn gesetzten Erwartungen erfüllte.*

*Dann war da noch das düstere Familiengeheimnis, an dem nichts
geheim war, weil das ganze Dorf davon wusste.*

Aber es gab auch Tania, sein Tochter, die er abgöttisch liebte.

Robert versuchte ein Lächeln.

„Bald sind Martini-Ferien. Was hältst Du davon, wenn wir wieder einmal ausreiten?“

Tania strahlte, denn sie war sehr gern mit ihrem Vater zusammen.

„Wir müssen vor den Ferien noch ein Referat über Zufälle schreiben“, sagte sie, „ich habe keine Ahnung, wie ich das anpacken soll.“

„Sieh doch mal bei Jung nach. Seine gesammelten Werke stehen in meinem Arbeitszimmer links oben im Regal. Er bezeichnet Zufälle als Synchronizität und sieht in ihnen die verborgene Ordnung unseres Lebens.“

„Klingt kompliziert.“

Robert lachte.

„Ist es wahrscheinlich auch. Ich glaube jedenfalls nicht daran.“

Als Robert Becker diesen Satz sagte, hatte an einem anderen Ort ein scheinbar harmloser Brief die Büchse der Pandora schon längst geöffnet.

1. Kapitel

Der Brief sah amtlich aus. Grauer Umschlag, gedruckter Adress-Aufkleber, keine Briefmarke, sondern der rötliche Stempel einer Frankiermaschine.

Ein kurzer Blick genügte und ich stellte aufatmend fest, dass der Absender nicht das Finanzamt war. Briefe vom Finanzamt machten mir Angst. Ich ließ sie tagelang liegen, versteckte sie unter Stapeln anderer Post. Dort lauerten sie dann und wenn sie mir zufällig in die Hände fielen, machte mein Magen einen kleinen Hopser. Zwar möchte ich eine pflichtbewusste Steuerzahlerin sein, aber mein Hang zum Chaos stellte mir fortwährend Stolperfallen. Wenn ich einen Beleg, eine Rechnung oder Quittung dringend brauchte, war sie verschollen. Meistens verschob ich die Suche dann auf einen anderen Zeitpunkt, was zur Folge hatte, dass die Behörde mich mit Mahnungen bombardierte. Irgendwann gab ich resigniert auf, füllte meine Steuererklärung aus, ohne den Großteil meiner beruflich bedingten Ausgaben geltend zu machen. Zusätzlich musste ich auch noch die Säumnisgebühren bezahlen.

Kurze Zeit später tauchten regelmäßig, wie von Zauberhand, die lange gesuchten Belege auf und grinsten hämisch. Manchmal gelang es mir, sie nachzureichen, aber meistens behauptete die für mich zuständige Sachbearbeiterin streng:

„Dazu ist es zu spät!“

Wahrscheinlich war das auch der Grund, warum sich Helle von mir scheiden ließ. Er liebte die Ordnung und mahnte mich ebenfalls jahrelang ab. Die „Gebühren“, die er verlangte, leistete ich brav in Form niederer Dienste, indem ich seine Schuhe putzte, seine Wäsche wusch und bügelte sowie seine Lieblingsgerichte kochte.

Gerade als ich beschloss, mich wirklich zu bessern und schon einen Block gekauft hatte, auf dem ich jeden Abend die Erledigungen des kommenden Tages in logischer Reihe notieren wollte, erklärte er mir wie die Finanzbeamtin:

„Dazu ist es zu spät!“

Die Scheidung ging ziemlich rasch und reibungslos über die Bühne, weil ich nach reiflichen Überlegungen ebenfalls keinen Grund fand, der dafür sprach, diese Ehe aufrechtzuerhalten.

Gewiss war es schön, am Abend mit jemandem ein Glas Rotwein zu trinken und ein wenig zu reden. Aber es war auch schön, das Bett für sich allein zu haben und keinen vorwurfsvollen Blicken mehr ausgesetzt zu sein, wenn es irgendwo staubig oder unordentlich war.

Kurze Zeit später heiratete Helle wohl die „richtige“ Frau. Statt einer wirren Mähne war ihr Haar kurz geschnitten und ordentlich gekämmt. Sie trug Hosen mit messerscharfer Bügelfalte und dazu passende Jacken über fleckenlosen weißen Blusen. Ich war sicher, dass es bei ihr keine Tassen mit Teerändern gab, keine überquellenden Schränke und keine unauffindbaren Socken.

Bestimmt trug sie auch ihre Gemüseabfälle, sofern sie nicht zu schmackhaften und vitaminreichen Restgerichten verarbeitet wurden, zur Bio-Tonne, statt sie verschämt unter dem Restmüll zu verstecken.

Sollten die beiden jemals Kinder bekommen, kamen die kleinen Wesen auf jeden Fall mit tadellos gezogenem Scheitel und dem Gen der perfekten Ablage zur Welt.

Irgendwie fühlte ich mich Helle immer noch verbunden und meine Gedanken an die gemeinsame Zeit waren durchaus freundlich. Wenn wir uns zufällig begegneten, grüßten wir uns und fragten höflich nach dem gegenseitigen Befinden. War seine Frau dabei, betrachtete sie mich mit mitleidigen Blicken. Ich war die „Abgelegte“, ich schaffte es nicht, mir einen neuen Mann zu angeln und ich hatte aus dem, was mir widerfahren war, nicht gelernt, dass „Ordnung das halbe Leben“ ist. Ich gönnte ihr das Mitleid mit mir und gab den beiden insgeheim meine besten Wünsche mit auf den Weg, denn ich wollte Helle auf keinen Fall wiederhaben.

Nachdem er aus unserer kleinen Wohnung ausgezogen war, die er immer als Übergangslösung betrachtet hatte und nicht standesgemäß fand, konnte ich mich ausbreiten. Ich kuschelte mich in mein Chaos wie die Haselmaus in ihr warmes Nest. Wenn sich der Weg durch die beiden Zimmer nur noch mühsam bahnen ließ, machte ich Ordnung. Alles, was herumlag, wurde in Schränke und Schubladen sortiert. Ich zog mit dem Staubsauger herum und putzte jede noch so kleine Ecke. In großen grauen Flocken flog der Staub von Möbeln und Bücherregalen, die ich anschließend wachste und polierte, bis sie glänzten.

Nach beendeter Säuberungsaktion, wenn es überall nach Zitrone und Bienenwachs roch und die Sonne ungehindert durch strahlend saubere Fensterscheiben schien, setzte ich mich mitten in eines der herrlich aufgeräumten Zimmer und bewunderte mein Werk. Um es so richtig genießen zu können, brauchte ich nur noch eine Tasse frisch gebrühten Tee. Und damit begann der Kreislauf aufs Neue.

Das Teesieb hinterließ hässliche Flecken auf der Arbeitsplatte, der Wasserkessel nasse Ränder. Und bevor ich das in Ordnung bringen konnte, gesellte sich zu den Teeutensilien ein Teller mit Pizzaresten, ein benutztes Besteck, ein Glas, ein Topflappen. Erleichtert darüber, dass mich niemand rügen würde, schloss ich die Küchentür fest hinter mir und vergaß das Durcheinander ganz einfach.

Doch zurück zu dem grauen Brief.

Er kam vom Internationalen Roten Kreuz. Seit ich mich vor einigen Jahren dazu überreden ließ, Mitglied zu werden, buchten sie jedes Jahr einen bestimmten Betrag von meinem Konto ab. Damals hatte ich Mitleid mit dem mageren jungen Mann, der mir mit dem Antragsformular vor der Nase herumwedelte und mir charmant erklärte, in meinem Alter sei es wichtig, im Krankheitsfall vom Roten Kreuz in die Klinik gebracht zu werden, und ich könne als Mitglied mit einer besonders zuvorkommenden Behandlung rechnen. An und für sich eine gute Sache, aber wer wie ich nur über ein kleines und noch dazu unregelmäßiges Einkommen verfügt, tut sich mit mildtätigen Gaben nicht leicht. Falls es sich also bei dem Brief um eine Bitte für eine weitere Spende handelte, hätte man ihn sich sparen können.

Als mir wieder einfiel, was ich vorhatte, bevor der Postbote den

Brief brachte, sah ich erschrocken auf die Uhr. Neben meinem mangelnden Hang zur Perfektion ist Unpünktlichkeit ein weiterer problematischer Charakterzug. Nicht, dass es mir gleichgültig wäre, wenn andere auf mich warten müssen, im Gegenteil, ich schäme mich dafür. Aber ich habe einfach kein Zeitgefühl.

Seit Helle mich verlassen hat und mir dabei großzügig das alleinige Sorgerecht für unseren Hund abtrat, war ich so etwas

Ähnliches wie eine alleinerziehende Mutter. Unser ehemals gemeinsamer Hund heißt Ludwig. So steht es jedenfalls in seinen Papieren. Der Name gefiel uns nicht besonders, aber da Helle und ich uns auf keinen anderen einigen konnten, behielten wir ihn bei.

Als Helle ging, war Ludwig fast noch ein Welpen. Inzwischen ist er in die Jahre gekommen, seine ehemals schwarze Schnauze hat graue Sprenkel bekommen und ihn plagt häufiger ein Wehwehchen.